

Gemeinde = Blatt.

Herausgegeben für die Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Commitee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von 1 Dollar das Jahr.

Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3, 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt, Bestellungen, Abbestellungen, Gelder u. s. w. sind zu adressiren: Rev. N. A. Belberg, Watertown, Wis.

7. Jahrg. No. 19.

Watertown, Wis., den 1. Juni 1872.

Lauf. No. 151.

(Für das Gemeindeblatt eingekauft von P. L. in L.)

Wie verhält sich der Mensch im Werke seiner Seligmachung?

2. Unter den Wirkungen des Evangeliums.

Wie sich der Mensch aus seinen Kräften verhält, wenn er aus dem Gesetze seine Sünden erkennt, Gottes Zorn und Fluch erfährt, haben wir in einem früheren Aufsatze nachgewiesen. Welcher Art aber ist sein Verhalten zu dem Geiste in Christo? Wie, wenn er als ein verlornen und verdammter Sünder sich offenbar geworden ist, wenn er nun unter dem Fluche des Gesetzes und unter den Schrecknissen des Zornes Gottes wie in einem Kerker schmachtet, regt sich auch dann nicht in ihm? Entsteht auch dann kein herzlich Verlangen nach dem Heil in Christo in seinem Herzen? Man sollte meinen, in dieser verzweifeltsten Lage müßte er zu Verstand kommen, sich herzlich nach der rechten Erlösung sehnen und nicht eher rasten, bis er Ruhe für sein Gewissen gefunden habe. So meinen freilich Viele; aber sie irren. Nichts als ein leerer Wahn ist es, lieber Leser, wenn man wider die Schrift und Erfahrung aller Kinder Gottes behauptet: Auch im gefallen Menschen sei noch eine tiefe, geheime Sehnsucht nach dem wahren Heil vorhanden; und hieran knüpfe dann der hl. Geist das Werk der Bekehrung. — Nein. So wenig sich ein leiblich Todter nach seiner leiblichen Auferweckung sehnen kann, ebenso wenig kann sich ein geistlich Todter nach dem Heil in Christo aus sich selbst sehnen. Wohl schaut sich der verlornen und verdammte Mensch in seinem erschrecklichen Zustande, wenn ihm derselbe durch das Gesetz bewußt wird, nach einer Erlösung; aber immer nach der Erlösung durch Christum. Wohl sucht er mancherlei Wege dem Gericht und der Hölle zu enttrinnen; aber nimmermehr den einzigen und rechten Weg. So lange der wahre Glaube nicht in ihm lebt, will er sich selbst retten, selbst heilen, selbst selig machen. Er kennt und will aus sich selbst keinen andern Weg zum Himmel, als den der eignen Werke.

Hiermit sind wir angekommen, lieber Leser, an der eigentlichen Quelle alles falschen Gottesdienstes in der ganzen Welt. Auch der natürliche Mensch möchte gerne der Strafe seiner Sünden, dem Zorne Gottes und der Hölle entfliehen, gar zu

gerne möchte er selig werden; aber der Weg auf welchem Gott rettet, Gott selig macht, ist ihm von Natur ein Grensel. Daher kommt unter allen Bölkern aller falscher Gottesdienst. Hierauf ist das ganze Papstthum gebaut. Hieraus erklärt sich die vergebliche Mühe aller Schwärmer. „Wir gingen alle in der Irre wie Schafe, ein jeglicher sahe auf seinen Weg.“

Darüber denke, mein lieber Leser, etwas weiter nach. Mag der natürliche Mensch bis über die Ohren in Sünden stecken, mag sein Gewissen aus tausend Wunden bluten, mag er an der Pforte des Todes und der Hölle stehen, aus sich selbst hat er doch kein rechtes Verlangen nach dem Manne, der hierin allein retten und helfen kann. Daher schreibt auch unser Luther also: „All die Lehren sind verdammte, die da sagen, daß wir sollen anfangen und den ersten Stein legen. Wir sollen aus Kraft des freien Willens zum ersten Gott suchen, zu ihm kommen, ihm nachlaufen und seine Gnade erwerben. — Hüte dich vor solchem Gift, es sind eitel Teufelslehren, dadurch alle Welt verführt ist. Ehe denn du Gott anrufst oder suchst, muß Gott zuvor kommen sein und dich finden haben. Gott muß den ersten Stein legen und anfangen in dir, daß du ihn suchest und bittest. Er ist schon da, wenn du anfahst und suchst; ist er aber nicht da, so fähst du nichts an, denn eitel Sünde; und so viel größer, so viel du größer und heiliger Werk vornimmst, und wirst ein versteckter Gleisner. — Ei, hörst du nicht, daß kein Thun, kein Aufsehen in dir ist, fromm zu werden, als wenig als auch Zunehmen und Vollen in dir ist? Gottes allein ist Aufsehen, Fördern und Vollen.“ Man bedenke auch, wie sich hierüber unsere Concordienformel ausspricht: „Deshalb ist es unrecht gelehrt, wenn man vorgibt, daß der unwiedergeborene Mensch noch so viel Kräfte habe, daß er das Evangelium anzunehmen, sich mit demselben zu trösten begehre, und also der natürliche menschliche Wille, in der Bekehrung Etwas mitwirke.“ Hätte aber der Mensch ohne Wiedergeburt tief im Herzen eine Sehnsucht nach dem Heil in Christo schlummernd, dann wenigstens wäre der Anfang seiner Bekehrung bei ihm zu suchen.

Wie aber fängt Gottes Geist das Werk der Seligmachung in dem armen Sünder an? In der That eine wichtige Frage. Selig ist, der hierauf durch Gottes Gnade die rechte Antwort hat! Das

Erste aber ist, daß uns das hl. Evangelium nahe gebracht wird. Wer durch dieses Licht nicht erleuchtet wird, der bleibt ewiglich in Finsterniß. Wer durch diese Gottes-Kraft nicht das Leben erlangt, bleibt im Tod. Wer durch diese Trostquelle nicht erquickt wird, der muß verschmachten.

Das Evangelium aber bringt in das Herz eines mühseligen und beladenen Sünders dieses Licht: Siehe, all dein Thun ist vor Gott Sünde; aber in Christo ist die Gerechtigkeit, die dir mangelt, das Heil und Leben, das dir fehlt. Du wolltest bisher deine Sünden abbüßen? In Christo aber allein ist die volle Bezahlung aller deiner Sünden. Du wolltest das Gesetz erfüllen? Wisse, Christus hat für dich alle Gerechtigkeit erfüllt. Du wolltest den Zorn Gottes sühnen? Siehe, das Blut Jesu Christi hat ihn für dich gesühnt. Du wolltest dem Gericht Gottes und der Hölle enttrinnen? Christus aber ist deines Todes gestorben und hat all deine Höllequalen am Kreuz getragen. Und nun du armer Mensch, höre die frohe Botschaft: Deine Sünde ist in Christo gestorben und begraben. Gott im Himmel ist mit dir versöhnt. Dein Tod ist erwürgt, deine Hölle zerstört, der Himmel mit seiner Herrlichkeit und Seligkeit steht dir offen u. s. w.

Lieber Leser, das ist echter Balsam für todte Wunde Gewissen. Hierin liegt Errettung für verlornen und verdammte Sünder. In dieser Botschaft thut sich den vom Gesetz zerschlagenen Herzen ein fröhlicher, unendlicher Himmel auf, unter dem nichts anders leuchtet, gilt, ist und erschallt, als das neue Lied der Vergebung aller Sünden; als die völlige Freiheit von allem Gesetz, aller Strafe als die völlige Erlösung von allem Jammer.

Also fängt Gott an mit der Bekehrung. Aber wie verhält sich nun der arme Sünder aus seinen Kräften unter diesem Schein des Evangeliums? Hängt es von seinem Willen ab, sich für die Annahme desselben zu entscheiden? Steht das Jawort zu dieser Verlobung in seiner Macht? Auch das sind wichtige Fragen. Selig ist, der hierin immermehr zur Klarheit gelangt! Ich weiß wohl, lieber Leser, daß hierin in unsern Tagen eine wahrhaft babylonische Verwirrung in der Christenheit herrscht. Nicht allein alle Secten, sondern auch viele sogenannte Lutheraner suchen die Entscheidung der Annahme der Gnade in dem armen, todten, verkehrten Willen des natürlichen Menschen. Wie ein helles Licht aber leuchtet hierin unser theures Be-

kenntniß. „Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum meinen Herrn glänben oder zu ihm kommen kann.“ — „Gottes Reich kommt wohl ohn' unser Gebet von ihm selbst“; also bekennet unsere Kirche in ihrem Katechismus. „Darum ist hier kein Mitwirken unseres Willens in der Bekehrung des Menschen und muß der Mensch gezogen und aus Gott neu geboren werden; sonst ist kein Gedanke in unserm Herzen, der sich zu dem heil. Evangelium, dasselbe anzunehmen, von sich selbst wenden möchte“; also bekennet unsere Kirche in ihrer Concordia. Sie führt auch ein merkwürdiges Bekenntniß des hl. Augustinus also an: „in dem habe ich geirrt, daß ich gehalten habe, die Gnade Gottes bestche allein darin, daß Gott in der Predigt der Wahrheit seinen Willen offenbart, aber, daß wir dem gepredigten Evangelium Beifall thun, das sei unser eigen Werk und stehe in unsern Kräften. Ich habe geirrt, da ich sagte, es stehe in unserer Macht, dem Evangelium zu glauben, und zu wollen, aber Gottes Kraft sei es, zu geben die Kraft denen, die da glauben wollen, daß sie Etwas wirken könnten.“

So ist es also klar: Das Sehnen nach der Gnade, das Wollen, das Scufzen z. B.: Ach Gott und Herr, sei mir gnädig, vergieb mir alle Sünden, schaffe in mir Gott ein reines Herz und gib mir einen neuen gewissen Geist; das Annehmen der Gnade u. s. w. stammt nicht aus unserm Willen, sondern, es ist eine neue Geburt aus Gott, eine neue Schöpfung seiner Gnade; mit einem Wort: allein Gottes Werk.

Laß diese Wahrheit immerhin der Tod sein aller Selbstgerechten u. s. w., den Christen ist sie eine himmlische Musik. Bedenke, lieber Leser, nimmst du nur ein kleines Fünkeln himmlischen Lichtes, ein schwaches Sehnen nach Gnade und der ewigen Seligkeit in dir wahr, welch eine Freude! Dann solltest du billig jauchzen, hüpfen und springen, denn dann hast du einen thatsächlichen Beweis, daß Gott einen seligen Anfang seiner Gnade in dir gemacht hat. Und der in dir angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen. Hättest aber du angefangen, aus deinen Kräften, dann gute Nacht mit diesem Troste.

Verlange aber nun nicht, daß ich dir das Wie dieses Wunders, nämlich der Wiedergeburt, beschreibe. Wir wollen dieses Wunder ein Wunder sein lassen. Doch wisse, obwohl in Menschen von Natur kein Sehnen nach der Gnade, keine Kraft der Entscheidung zu deren Annahme, kein Vermögen zum Glauben ist; so liegt doch dies alles reichlich und überflüssig im Evangelio selbst. Das Evangelium ist nicht allein an und für sich ein himmlisches Licht, sondern es schließt auch diese Kraft in sich, den finstern Menschen zu erleuchten. Das Evangelium ist nicht allein an und für sich eine Gottes Kraft, sondern es hat auch diese Art daß es den Menschen wandelt und neugebiert. Das Evangelium bietet nicht allein Gnade an, sondern es giebt auch Kraft zu deren Annahme. Es lehrt und führt den Weg zum Himmel. Es lehrt und schafft Kinder der Wahrheit. Es verkündigt und wirkt das Leben aus Gott. Es verkündigt Seligkeit und macht selig. Frage darum nicht, lieber Leser: Wie solches zugehe. Der Wind bläset, wo er will, und du hörst sein Säusen wohl; aber du

weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er führt. Also ist ein jeglicher, der aus dem Geiste geboren ist.

Ist nun dieses Wunder im Menschen geschah'n, dann allerdings wird sein Verhalten gegen Gottes Wort anderer Art. Seine Buße dreht sich dann nicht mehr wie vorher um sein liebes Ich, sondern sie wird eine göttliche Traurigkeit, eine Buße zu Gott. Nicht allein der Greuel seiner Sünden, sondern auch seine Reue tritt ihm in ein anderes Licht. Er wird göttlich traurig. Er beklagt es tief, daß er seinen Gott so schwer beleidigt und erzürnt habe. Den Gott, der ihn so manssprechlich in Christo geliebt, der sich von Ewigkeit her über ihn erbarmt, der ihm so viel Gutes gethan und der ihn nun aus lauter Güte zu sich gezogen hat. Und wenn nun auch die Sünde nicht mehr den Fluch des Gesetzes, Tod und Hölle zur Folge hätte, ach, ein solcher Mensch würde sie doch um seines himmlischen Vaters willen tief beklagen und bereuen. Siehe, eine solche Buße ist das Opfer, das Gott gefällt. Doch, lieber Leser, wir müssen heute abbrechen. Wie sich ein Kind Gottes gegen die Wirkungen des Evangeliums verhält, wollen wir, geliebt es Gott, in einem andern Anssatz näher beleuchten. Bis dahin, magst du über das bereits Gesagte unter Anrufung Gottes etwas näher nachdenken.

Die drei Halligkinder.

Erzählung von N. Fries.

(Fortsetzung.)

Thomas hatte tüchtig gerudert; rechtzeitig stiegen sie ans Land und liefen eilig hinauf zum Predigerhause. Die Pastorin ließ sich gar nicht sehen; sie war noch vollauf beschäftigt. Der Pastor empfing die Kinder und führte sie in die Wohnstube, wo es schon ganz voll stand von Großen und Kleinen, Alle verkröstend, es werde gewiß bald so weit sein. Vor Unruhe und Erwartung trippelnd, standen die Kinder da, und die Viertelstunde dünkte ihnen sehr lange, bis die gegenüberliegende Thür der Schulstube sich öffnete und die Pastorin mit einer Glocke klingelte. Da stürmte denn nun Alles hinüber. Da war aber auch eine Pracht für die bescheidenen Ansprüche der Halligkinder. Weiß es draußen noch heller Nachmittags war, so waren die Fenster dicht verhängt. Mitten im Zimmer auf einem Tisch stand der Baum. Aber was war's denn für ein Baum? Eine Tanne war's nicht, die wachsen nicht auf den Halligen; eine Palme noch weniger. Die gute Pastorin pfuschte dem lieben Gott ins Handwerk. Alle Jahre vom Festlande einen Tannenbaum kommen zu lassen, das war viel zu kostbar und zu weilkünftig. Da hatte sie mit geschickter Hand ein für allemal einen künstlichen Weihnachtsbaum fabricirt; der trug statt der Nadeln grün gefärbte Schaafwolle an den Zweigen. Es war freilich Pfuschererei neben einem ächten Tannenbaum; aber die genügsamen Halligkinder kannten's ja nicht besser, hatten nie eine wirkliche Tanne gesehen und meinten natürlich, daß alle Weihnachtsbäume so ansähen wie der auf Langes. Viele Lichter brannten in den künstlichen Zweigen, das mußte man der Pastorin lassen, da-

ran sparte sie nicht, und die Lichter bestrahlten eine lange Reihe von Tellern, voll schöner, rothbackiger Äpfel, die zur Weihnachtsfeier eigens von Kiel hergeschickt waren für die Kinder, in deren Garten kein Apfelbaum wächst. Dazwischen lagen allerlei köstlich-gelungene Figuren aus brannem Kuchenfeig. Da waren Reiter, hoch zu Ross, und allerlei Fußvögel, und das schönste war eine heilige Familie, — ein Esel, darauf eine weibliche Figur mit einem Kinde, geführt von einem Manne, der einen langen Stock trug. Das waren Maria und Joseph mit dem Jesuskind; Maria hatte eine große Krone von Schanngold und das Kind eine kleine. Dies Kunstwerk der lieben Pastorin erregte allgemeine Bewunderung. Auch fragte ein kleiner Halligjunge, dem ein Reiter zu Theil geworden, ob es denn wirklich so große Thiere gäbe mit vier Beinen. Er betrachtete nämlich die schwache Nachbildung eines Pferdes wie andere Leute die großen vorstündlichen Ungehener. — Auf der Hallig giebt's kein Pferd.

Die Feier hatte denn nun ihren schönsten Verlauf. Es ward gesungen: „O du fröhliche, o du selige, Gnaden bringende Weihnachtszeit!“ Die Kinder sprachen Weihnachtsgebete und der Pastor las die theure, die gebenedeite Weihnachtsgeschichte, die unter brennenden Lichtern in heiliger weihnachtlicher Stunde in aller Menschen Herzen, vom Nordpol bis zum Südpol, ihre unwiderstehliche Gewalt übt. Und als nun die glücklichen Kinder sich spiegelten in den freudestrahlenden Augen der Pastorin, als die ganze Schaar nun einzeln herantrat und ihrem lieben Lehrer so freuherzig dankbar die Hand schüttelte, als ihre Herzen so weit aufgethan waren den lindern Mahnungen, womit er sie entließ, und sie so stille und tief beglückt hinauszogen in die leise sinkende Dämmerung des kurzen Herbsttages, da mußte man wohl bekennen, daß die Propheten recht geweissagt, wenn sie's immer wieder verkündigen, daß auch „die Tugeln“ Sein Heil sehen sollen. Unsere Drei aber bestiegen in fröhlichster Stimmung ihr Boot; Esther trug reich beladen die Weihnachtschätze in einem an den Zipfeln zusammengeknöteten Tsch. Mancher Apfel ward unterwegs schon verzehrt, doch sangen sie auch laut und fröhlich über die Wellen hin: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht, sein werd' in aller Welt gedacht!“

Am nächsten Morgen, also am ersten heiligen Festtage der Weihnacht, stand Esther draußen vor der Hinterthür des Hauses; unter den beiden Holsunderbüschen. Es war erst 6 Uhr; noch zeigte sich keine Dämmerung. Der Himmel hatte sich aufgeklärt, ein leichter Reif war gefallen, Tausende von Sternen blitzten und schimmerten, eine schmale Sichel des abnehmenden Mondes saß tief unten am Horizont, und am hellsten funkelte der Morgenstern, als wolle er aufjauchzen vor Lust, seinem Schöpfer zu Lob und Ehren. Esther stand wieder nach ihrer Weise in Gedanken versunken. Ihre Seele war noch ganz voll von den Eindrücken der gestrigen Feier; sie ließ die Töne nachklingen in der wunderbaren, heiligen Morgenstille. Das schwache Mondlicht warf einen glänzenden Streifen über die See hin, die klar und weit vor ihr lag; der Morgenstern ließ sein Licht tanzen in den Wellen. Es war in dieser frühen Stunde unbeschreiblich schön auf der einsamen Hallig. Da trat auch die nächste

Zukunft vor Esther's Auge. Sie sollte mit den beiden Knaben, ihren Gefährten, im nächsten Frühling eingeseget werden. Der Confirmantenunterricht hatte schon begonnen. Das Mädchen hatte ein ernstes, tiefes Gemüth; ihre Hände falteten sich leise, und ob auch nicht in klaren Gedanken und inwendig gesprochenen Worten, sie betete doch. Da trat Jemand an sie heran; sie blickte auf: es war Andres. — Esther, was machst Du hier? fragte er in den weichen friesischen Lauten, und seine Stimme dünkte ihr auch weich. — Ich denke! antwortete sie. — Denkst Du denn auch daran, fragte der Knabe weiter, daß wir nun bald fortmüssen, Thomas und ich? — denn gleich nach der Confirmation sollten beide Knaben mit einem Flensburger Grönlandsfahrer ihre erste Reise machen. — Ja, sagte Esther ruhig, das weiß ich; aber vorher sollen wir zusammen confirmirt werden und uns dem lieben Gott angeloben, und wenn Ihr auf der See bei ihm bleibt und ich auf der Werft, so find wir doch bei einander! — Andres seufzte und sagte kein Wort. — Andres, sagte darauf Esther und faßte seine Hand, wir Beide wollen's doch treulich halten, was wir versprechen sollen, wenn wir confirmirt werden! Da drückte der Knabe ihre Hand und sagte: Ich bleibe treu auf der See, und wenn ich wiederkomme, kann ich Dir frei in die Augen sehen! — So standen die Kinder auf der Hallig am Weihnachtsmorgen. Ueber den Wassern lag's wie heilige Stille; der Morgenstern blinkte und die Dämmerung zog ihre ersten glänzenden Streiflichter gen Himmel. Da lachte es hell auf hinter ihnen, — es war Thomas, der sie belauscht hatte und nun lachend davonzief. — Esther ging ruhig und ernst ins Haus.

2. Die wilden Wasser.

Am letzten Sonntage des Februarmonats waren die drei Halligkinder confirmirt worden. Andres und Esther waren tief bewegt aus der Kirche zurückgekommen; Thomas hatte auch geweint, aber beim Rudern auf dem Heimwege hatte der frische Wind ihm die Augen getrocknet, und nun merkte man ihm nichts mehr an. Ein Brief vom Schiffsrheder in Flensburg war schon in der Woche vorher angelangt, daß der „Tidseholt“ (Flensburgs größter Grönlandsfahrer) in der ersten Woche des März auslaufen sollte, die Knaben mußten daher sobald als möglich kommen. So gieng denn gleich am Montag nach der Confirmation fort. Thomas konnte es gar nicht erwarten, seine Seele brannte vor Verlangen und der Halligboden brannte unter seinen Füßen. Andres war doch das Herz nicht leicht, als sie von der Werft hinuntergingen an den Strand. Mutter Anna und Esther gaben das Geleite. Er gab den Beiden seine Hände und Beide sagten ihm zum Abschied: Gott sei mit Dir! Da rief Thomas aus dem Boot, er möge doch endlich kommen, und Andres riß sich los und sprang hinein. Er setzte sich stille auf die Bank, und seine traurigen Augen ruhten fest auf der Mutter und Esther. Thomas stand hoch aufgerichtet, stieß kräftig ab, schwenkte lustig den Matrosenhut mit flatternden Bändern, und sein schönes, dunkles Antlitz leuchtete von Hoffnungen und Jugendmuth. So fuhren sie ab. Lange aber stand noch ein einsames Mädchen auf der grünen Werft und blickte dem Boote nach, das immer kleiner werdend, zu-

leht wie ein schwarzer Punkt auf den blauen Wellen erschien. Lange auch hingen des Andres Augen an der verschwindenden Insel und blickten nach dem weißen, wehenden Tuch in des Mädchens Hand. Und als er endlich nichts mehr sah, als die tanzen den Wellen am Himmelstrand, da legte er eine Weile die Hand vor die Augen, und in seinem Herzen sprach es: Ich bleibe treu auch auf der See! Dann richtete er sich auf und hatt's überwunden, und als sie Beide die Strickleiter hinaufkletterten an dem hohem Bord des „Tidseholt“ im Flensburger Hafen, da meinte der Commandeur, aus den beiden Jungen könnten ein paar tüchtige Schiffsmaten werden.

Auf der Reise stellte es sich nun freilich bald heraus, wie grundverschieden die beiden Jungen. An Gewandtheit und Behendigkeit übertraf Thomas den Andres, wie eine Rahe lief er die Banken hinauf und schwebte oben in den Masten völlig sicher und schwindelfrei. Aber sein frohiges, auffälliges Wesen brach bald hervor und zog ihm manche Züchtigung des strengen Commandeurs zu. Dagegen gieng Andres im stillen, treuen Gehorsam seinen Weg, that pünktlich wie ihm geheißen war, und wenn auch langsamer und bedächtiger, so kletterte doch auch er bald fühlend und sicher hinauf zu den Raaen und Segelstangen. Daher ward er denn auch der Liebling seiner Borgesehten, namentlich ward ihm die Auszeichnung, in der Kajüte ausschließlich den Dienst und die Aufwartung zu besorgen, wodurch er manchen Vortheil hatte. Thomas bemerkte dies mit neidischem Herzen und wandte sich grollend ab von seinem Pflegebruder, so daß die Beiden kaum ein Wort mehr mit einander austauschten.

Es war am Anfang des Augustmonats. Die Halligleute waren eifrig beschäftigt bei der zweiten Henernte. Auch Esther war von der grünen Werft herabgestiegen auf die Wiese mit ihrem weißen Laken und hatte es schon oftmals, mit duftigem Heu gefüllt, als ein riesiges Bündel wieder hinaufgetragen, und unter der Dachlufe des Siebels abgeladen. Der Haufen ward schon recht groß, und man schickte sich schon an, die Ernte dieses Tages unter Dach zu bringen. Es war zur Ebbezeit. Da sah man über die Watten zwei Schlickläufer herankommen; sie waren noch weit entfernt, rüstige Leute mußten's aber sein, denn sie kamen rasch heran, und wohlbekannt mit den Wattströmen, denn sie hielten genau die kürzeste Richtung inne. Esther hielt die Hand an die Stirn, um sich vor den Sonnenstrahlen zu schützen und schärfer sehen zu können; es ward ihr so eigen zu Muthe, das Herz klopfte ihr, sie wandte alle Sehkraft ihrer scharfen Augen an. Da stieß sie einen kurzen Schrei aus, flog die Werft hinauf, hinüber zu Mutter Anna's Hause, riß die Thür auf und schrie hinein: Sie kommen! sie kommen! Dann lief sie wieder hinab an den Strand. Mittlerweile waren die Schlickläufer schon nahe herangekommen. Esther ließ ein weißes Tuch wehen. Die Ankommenden schwenkten mit den Hüten. Es waren Andres und Thomas, die bald athemlos vor Esther standen, welche nun Jedem eine ihrer Hände entgegenstreckte, dem Andres die rechte Hand. Wohl glühte den beiden Burschen das Antlitz vom anstrengenden Lauf über das schlüpfrige Watt, aber auch Esther's Wangen brannten in heller Freude Röthe. So rasch ihre

Beine sie tragen wollten, kam Mutter Anna die Werft herunter, sie hatte Esther's Ruf wohl verstanden, denn alle Tage der letzten Wochen hatten dieselben miteinander gerathschlagt, daß die Jungen bald kommen müßten. Nun gesellten noch andere der Heuarbeiter sich zu ihnen, und sie wurden wie im Triumph die Werft hinaufgeleitet. Das gab ein Fragen und Reden durcheinander, daß man kaum die Antworten vernehmen konnte. Andres hatte sich äußerlich nicht viel verändert. Thomas aber war ein tüchtig Stück höher geworden und erschien noch schlanker; sein schwarzes Haar drängte sich noch dichter gelockt unter dem seemännischen Strohhut hervor, und seine Augen blickten noch feuriger. Aber über die Esther konnten sich Beide nicht genug verwundern: sie sei ja ganz fremd und verändert anzusehen, meinten sie. Die kindliche Gestalt war eine jungfräuliche geworden, und über das schöne Antlitz lag ein neuer Liebreiz gebreitet. Wie sie so dastand und sich betrachten lassen mußte von den beiden Gefährten ihrer Jugend, da war's ihr auch in der Seele, als höbe sich ein Vorhang, und sie schaute in ein unbekanntes, schönes Land, als finge eine neue Zeit an, eine Frühlingszeit; sie mußte ihre Wimpern senken, und wieder stieg es ihr heiß und roth in die Wangen. Ja, sagte Mutter Anna, wenn Ihr ebenso treu an uns auf der Hallig gedacht habt, als die Esther und ich Eurer gedacht, dann ist kein Tag vergangen, an dem unsere Gedanken sich nicht begegnet, und wenn am Sonntage der Priester für die Seefahrenden gebetet, dann haben wir Beide Euch ganz besonders auf dem Herzen getragen! — Thomas war während dessen eifrig mit seinem mitgebrachten Gepäck beschäftigt und achtete nicht auf Mutter Anna's Reden; Andres aber schaute die beiden Frauen voll und groß an und sagte mit ernstem Ton: Ja, ich bin tren geblieben auch auf der See, und an die Hallig habe ich gedacht jeden Abend zuletzt und jeden Morgen zuerst! — Inzwischen hatte Thomas ausgepackt und reichte Esther ein schweres, schwarzseidenes Tuch mit eingewirkter, bunter Kante. Andres packte auch aus; für die Mutter allerlei Schwaaren: Reis, Thee, Kaffee; der Esther gab er nichts. Als sie aber am Abend, da der volle Augustmond über die See aufstieg, unter den Hollunderbüschen stand, kam Andres heran und brachte ihr ein schönes, neues Testament in gepreßtem Leder und mit blauem Goldschnitt. Esther hatte auch Thomas freundlich gedankt für sein schönes Geschenk, aber Andres dankte sie doch ganz anders. Und nun gingen die Beiden in die Laube und hatten sich viel zu erzählen, so viel, daß sie's gar nicht merkten, wie der Mond ein breites Stück höher hinaufgestiegen am Himmel, bis endlich die Pinterthür sich öffnete und Niels Andersen sein Töchterlein rief, wo sie denn bleibe. Da flog Esther mit flüchtigem: Auf Wiedersehen morgen! ins Haus, und Andres gieng langsam und sinnend in seine Kammer.

Ja, die Beiden sahen sich wieder, alle Tage, den ganzen folgenden Winter, denn die jungen Männer sollten erst im nächsten Frühjahr wieder auf die See hinaus und wollten während des Winters aus dem dicken Schifferbuch (s. Ehr. Johansen: Halligenbuch), das man auf den Halligen „die Schackammer“ nennt, die Navigationslehre sich aneignen, worin Niels Andersen sie unterweisen wollte. So geschah's denn, wie immer im Menschenleben,

daß die beiden jungen Herzen, die für einander bestimmt waren, sich fanden. Andres und Esther liebten sich mit der vollen, reinen Macht heiliger Jugendliebe. Aber geredet hatten sie noch nicht davon; sie wußten's vielleicht selbst kaum, daß ihre Liebe anders geartet, als früher. Thomas aber wußte es, denn auch er hatte ein Wohlgefallen an der lieblichen Tochter der Hallig gefunden. Stundlang konnte er in den langen Winterabenden in einer dunklen Ecke sitzen, wenn die Frauen emsig strickten oder spannen, und unverwandt ruhten seine brennenden Blicke auf Esther's feinen Zügen. Die kurze Pfeife hing ihm wohl nach Seemannsart dabei im Munde, aber sie brannte nicht. Auf dem Oktobermarkt in Byß auf Föhr, wo die Halliglente ihre Wintervorräthe einkaufen, hatte er sie wieder reich beschenkt. Sie hatte auch im Wirthshaus mit ihm tanzen müssen, und er hatte gar nicht wieder aufhören wollen. Und Abends auf der Rückfahrt, als es schon dunkelte, hatte er es so zu machen gewußt, daß er neben ihr im Schiff zu sitzen kam; da flüsterte er ihr lauter Schmeichelworte zu, versuchte auch seinen Arm um ihren schlanken Leib zu legen, was sie ihm aber ernstlich verwehrte. Von dem Tage an war Esther noch ernster und kälter gegen ihn. Wer den schmucken Thomas nicht näher kannte, der mochte sich wohl darüber wundern, daß er mit seiner männlichen Jugendkraft und bestechenden Schönheit keinen Eindruck auf das Mädchen machte. Aber Esther kannte ihn genauer; sie hatte mit feinem, jungfräulichem Gefühl es ihm schon lange, und namentlich an jenem Markttage, angemerkt, daß er draußen auf der See und unter den sündigen Menschen sein Herz nicht unbesiegt erhalten; sie hatte die unreine Flamme wohl gespürt, die, kaum gedämpft, in ihm braunte. Thomas aber, da er sich so ernstlich und standhaft zurückgewiesen sah, begehrte nur um so heftiger nach dem Mädchen und gelobte es sich mit einem wilden Seemannsfluche, daß sie keinem Andern als ihm angehören solle und müsse. Wenn aber das Bleichgesicht, der Andres, sich dazwischen drängen wollte, so werde er's ihm zeigen, daß seine Hände festhielten und sich nichts entreißen ließen, was sie haben wollten. So ruhte die Sünde vor seiner Thür und harrete nur des rechten Augenblicks, um einzudringen.

Der lange stille Winter war vergangen. Auf der Hallig ist der Winter noch stiller, als anderswo in den Dörfern und Weiden, und man freut sich, wenn die Stille nur nicht unterbrochen wird von Stürmen und Fluthen. Die beiden Halligjöhne rüsteten sich zur Abreise; sie wollten nicht wieder von Flensburg aus auf den Robbenfang, sondern von Hamburg aus eine Fahrt nach Indien und China machen. Die Reise sollte zwei ganze Jahre dauern. — Der letzte Abend vor der Abreise war gekommen. Esther stand sinnend unter den beiden Hollunderbüschen. Es war ihr weh ums Herz. Wie kommender Frühling zog es auch über die einsame Hallig; leichtes Gewölk stand am Abendhimmel und die Wellen rauschten eintönig aus der Ferne. Auch in Esther's Herz war während dieses Winters der Liebesfrühling eingezogen; sie war sich dessen immer deutlicher bewußt geworden, daß sie dem Andres angehöre. Redete er so gut, so verständig, dann lauschte ihre Seele seinem Wort; blickte er sie an, so warm und tief, mit den klaren,

treuen Augen, dann war's ihr, als wenn ein Sonnenstrahl um ihr Gemüth spielte, faßte er ihre Hand, so legten sich ihre schlanken Finger mit leisem Druck um die feinen, und dann liefen sie jauchzend, wie fröhliche Kinder, hinab von der Werft an den Strand und blickten hinans auf die kommenden und gehenden Wasser, fangen die Rieder der Schulszeit, und hatten einander so viel mitzutheilen, daß sie nimmer fertig werden konnten. Esther ließ das Alles nun an ihrer Seele vorübergehen, und eine leise Thräne schlich sich über ihre Wange, wenn sie daran dachte, daß sie nun wieder sehr, sehr lange allein sein würde: zwei Winter und Sommer, — und wie eine gewaltige Angst packte sie der Gedanke: Wenn er nun gar nicht wieder käme? Wenn auch ihn, wie so Viele, Viele, die wilden Wasser verschlangen, und meine Augen sähen ihn nimmer? Sie ertrug den Gedanken nicht; sie ertrug's auch nicht länger, draußen allein zu stehen, sie ging hinein.

Da saß Andres im ersten Gespräch mit dem Vater. Sie blickte auf ihn; seine Augen strahlten so wunderbar, sein sonst blaßes Antlitz war geröthet, in seinem ganzen Wesen lag eine tiefe Erregung. Der Vater verstummte, als Esther eintrat, und blickte sie so eigen an. Der alte Großvater saß im Lehnstuhl mit gefalteten Händen und nickte leise mit dem schneeweißen Haupte. — Esther, hob der Vater an, Andres begehrt Dich zur Braut! Ich hab' ihm gesagt, er solle doch lieber warten bis zur Heimkehr! Man weiß ja nicht, ob der Herr über Leben und Tod ihn heimkehren läßt. Ein Seemann muß auf Alles gefaßt sein! Was meinst Du dazu? Ich will die Entscheidung in Deine Hand legen, Du bist ja meine verständige Tochter! — Da leuchtete es hell auf in Esther's schönen Augen. Mit festem Schritt, und doch wie gehoben, ging sie auf Andres zu, und indem sie ihre Hand innig in seine Hand legte, sprach sie: Babe, ich bin sein eigen und nichts kann mich von ihm scheiden, es sei denn, daß uns Gott der Herr selbst scheidet durch den Tod! Und heftig schlang sie ihre Arme um seinen Nacken! Da sprach der Großvater mit leiser, zitternder Stimme: „Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden!“ Darauf riß Esther sich los und rief: Wo ist Mem? — Die Mutter war draußen bei den Schafen beschäftigt. Als Esther die Mutter nicht sah, eilte sie hinaus und rief durch das Haus: Mem, komm' doch herein, ich bin des Andres verlobte Braut geworden; — und glücklich stiel sie der Mutter um den Hals.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kindergarten.

Was man unter einem Kindergarten versteht, ist wohl nur den wenigsten Lesern unseres Blattes bekannt. Wßt brauchten auch davon nicht zu reden, wenn nicht gerade jetzt und bei uns Versuche gemacht würden, der Sache eine möglichst weite Verbreitung und einen möglichst großen Namen zu verschaffen. Da wir obendrein ausdrücklich aufgefordert sind, hierüber unser Urtheil abzugeben, so wollen wir dasselbe nicht zurückhalten, und zwar um so weniger, als es sich hierbei um das Wohl und Wehe unserer lieben Kinder handelt.

Der Kindergarten, erfunden von einem merkwürdigen Manne, Friedrich Fröbel, ist eine Spielschule für Kinder, die noch nicht alt genug sind, eine ordentliche Schule zu besuchen. Sie behält daher die Kinder vom 2ten bis 7ten Jahre und sucht sie während dieser Zeit möglichst gut für den eigentlichen Schulunterricht vorzubereiten. „Das ist ja eine ganz löbliche Absicht,“ wird man sagen; „aber ist denn auch eine solche Spielschule nöthig? Können denn die Kinder nicht ohne Schule viel besser spielen?“ Und hierauf kann ich nur die Antwort geben, daß ich die Nothwendigkeit solcher Schulen nicht einsehe. Es mögen in großen Städten, besonders in Deutschland, wo auch die Frauen viel auf Arbeit gehen müssen und die Kinder ohne Aufsicht zu Haus bleiben, Ausnahmefälle vorkommen, in welchen es den armen Eltern, die selbst ihre Kinder nicht erziehen können, lieb sein muß, wenn sie dieselben während ihrer Abwesenheit in guten, treuen Händen wissen. Aber das sind eben dann Ausnahmefälle, für die man nach Umständen auch ausnahmsweise sorgen muß. Die Verbreiter des „Kindergartens“ wollen aber ihre Einrichtung überall einführen, weil sie überall nothwendig sei und alle Schäden und Nachteile einer schlechten Erziehung durch dieses Mittel auf einmal ausrotten.

Sie berufen sich dabei auf die mangelhafte Erziehung in den meisten Häusern, auf die Unkunde der Eltern, sowie auf die merkwürdigen Resultate ihrer eigenen Thätigkeit, so daß man glauben sollte, es sei nun bald mit allen ungezogenen Kindern vorbei, und man werde in kurzer Zeit nur sehr gefehte, verständige Knaben und sehr lebenswürdige, vernünftige Mädchen haben. Indes, wie es meistens mit solchen neuen Universalmitteln der Fall ist, so steht es auch hier: sie helfen nicht viel. Es ist ja manches Gute in den Einrichtungen des Kindergartens. Die Kinder sollen nicht lernen, sondern spielen mit Ball, Würfeln, Bauhölzchen u. s. w. Vortrefflich, aber das thun ja die Kinder überall. Allerdings, doch nach der neuen Methode soll das eben in einer gehörigen Reihenfolge geschehen und die Kinder sollen dadurch eine Menge von Dingen lernen. Das aber ist eben das Schlimme, denn dann hört das Spiel auf und das arme Kind muß nun das Spiel als eine Arbeit thun. In diesem Punkte handeln die Kindergärtner durchaus gegen ihren eigenen Grundsatz. Schlimmer ist es noch, daß die Kinder in allerlei lehrreichen Versen das auch gleich singen, was sie thun z. B.: „Wie wir auch im Kreis uns drehen, stets wir doch die Mitte sehen“ u. s. w. Denn das ist sehr unkindlich und verdirbt den Kindern nicht nur alle Lust am Spiel, sondern bringt sie auch um den Nutzen desselben. Wenn Kinder spielen, wollen sie nicht sich selbst darstellen, sondern was die großen Leute thun. Daher machen sich die Mädchen eine Puppe und kochen, die Jungen aber spielen Soldaten, Handwerker oder dergleichen. Das sind echte Spiele, deren die Kinder nicht müde werden. Oftmals aber ziehen sich die Kinder dabei zurück und wollen allein sein. Das ist auch nothwendig, denn da vertiefen sie sich und verarbeiten die empfangenen Eindrücke. Indes in den Kindergärten geht das nicht. Darum müssen dieselben die Kinder nothwendig oberflächlich und unnatürlich machen, was offenbar ein schwerer Schaden ist.

Der scheinbare Erfolg der Kindergärten mag daher wohl Unerfahrenen Saud in die Augen streuen, aber auf die Länge können die schlechten Folgen nicht verdeckt bleiben.

Doch das schlimmste ist, daß durch solche äußerliche Veranstaltungen Gottes heilige Naturordnung und damit der dauernde Bestand der Gesellschaft untergraben wird. In der ersten Lebenszeit bis zum 7ten Jahre kann niemand besser ein Kind erziehen, als die Mutter. Die hat die rechte Liebe zum Kinde und besigt wiederum das volle Vertrauen desselben, es besteht also zwischen beiden schon durch das natürliche Gefühl das rechte Verhältnis, — das Grunderforderniß aller Erziehung. Ist nun eine Mutter auch eine Christin, erkennt sie ihre heilige Pflicht aus Gottes Wort und ruft Ihn um Beistand an bei der Ausübung ihres schwereren Werkes, so wird sie bald auch die rechte Weise finden, wie sie ihr Kind behandeln soll.

Wer nun ein solches Verhältnis stört, der fügt dem Kinde einen unersehblichen Schaden zu, und begeht an der Mutter eine schwere Sünde. Denn gerade bei der Erziehung ihrer Kinder kann eine fromme Frau den größten Segen davontragen. Da erzieht sie mit dem Kinde zugleich auch sich selbst mehr und mehr und lernt auf sich achten, wie es sonst nie geschehen würde. Wenn es aber leichtfertige Frauen giebt, die sich um ihre Kinder nicht kümmern, so ist denen wahrlich nicht damit gedient, daß man ihnen diese Last abnimmt. Das heißt sie nur in ihrem Unrecht bestärken. Sondern solche muß man zu überzeugen suchen, daß sie unrecht handeln, und es besser mit ihnen werden muß. Wenn man aber mit solchen unsittlichen Verhältnissen die Nothwendigkeit des Kindergartens beweisen will, so geht man viel zu weit. Wer sagt denn, daß es nicht auch leichtfertige und gewissenlose Lehrer und Lehrerinnen in diesen Anstalten geben kann und geben muß? Und was dann? Die Erziehung der Kinder ist eben ein überaus schwer Werk, das große Selbstverläugnung und Hingabe erfordert. Wie wenig Menschen darin recht tren sind, sieht man an der Gleichgültigkeit so vieler Eltern. Und Fremde sollten treuer sein? Treuer sein, wo die Aufopferung so wenig in die Augen fällt und gesehen, noch viel weniger anerkannt und belohnt wird? Das vermag nur ein Herz, das um Christi willen an den Kinderseelen arbeitet, und die sind leider recht selten.

Im Allgemeinen müssen wir uns also durchaus gegen die Errichtung von Kindergärten erklären. Gegen schlechte Erziehung in den ersten Lebensjahren, die allerdings für das ganze körperliche und geistige Leben, die allerwichtigsten sind, giebt es nur ein Mittel: Man mache die Mütter zu frommen, lebendigen Christinnen und suche sie überall auf die hohe Aufgabe, welche sie haben, hinzuweisen und ihnen den Ernst aber auch den köstlichen Lohn derselben vor Augen zu stellen. Hat man das erreicht, dann findet sich alles andere von selbst. Man mag hier und da zweckmäßige Belehrungen geben über die körperliche Pflege, die leider immer noch vielfach verkehrt betrieben wird, für die geistige und geistliche Erziehung ist das beste Lehrbuch die Bibel. Möge diese doch immer mehr auch in dieser Bedeutung erkannt werden.

Doctor Luther

hat wohl auch einmal Fabeln und Geschichtlein zur Kurzweil erzählt, nicht um damit Muthwillen zu treiben, sondern um damit Manchem Kletten in den Bart zu werfen oder einen Stift ins Herz zu treiben, wie denn auch im Worte Gottes eine Fabel erzählt wird, um Israels Unverstand zu strafen, vergl. Richt. 9, 7—21. Solche Fabeln und Geschichtlein Dr. Luthers wollen wir etliche erzählen.

Unser Doctor schrieb auf eine Zeit seinem Sohnelein Johanni diese Fabel für: Ein Krebs wollt über Land reisen; unterwegs kommt er zur Schlange, die wird sein Gefährt (oder Reisegefellschafter). Nun wendet und schlingt sich die Schlange und gehet die Duer und macht sich krumm. Der Krebs, der auf viel Beinen übel zu Fuße war, folget seinem schlimmen und ungeraden Wandergesellen und gehet sich ausm Athem, helliget (oder müdet) und mergelt sich in dieser schweren Reise ab. Wies Abend wird, kehren sie beide unter einem Strauch ein; die Schlange legt sich im Ring und fähet an zu schlafen und zu schnarchen; der Krebs ist müde und will kein Schlaf in seine Augen, und thut ihm das Schnarchen und Zischen wehe und will die Schlange stoßen, daß sie still liege. Wie sie auffährt und will sich wehren, ergreift er sie mit seiner Scheer beim Kopf und drückt hart zu, bis ihr der Athem ausgehet; da streckt sie sich die lange Länge aus und liegt so todt fein gerad. Ei, sagt der Krebs, wenn du heut so gerad gegangen wärest, hätt ich auch besser folgen können.

Ach wie schwer kommt es einen an und wie blutsauer wirds ihm, wer mit krummen, schlimmen, schlüpfrigen, ungeraden, zwiezüngigen, falschen und giftigen Leuten über Land soll reisen, oder in Regimentern mit ihnen rathschlagen, oder mit giftigen und falschen Predigern und Collegen und untreuen Weib und Gesinde hanthalten! Darum beschloß Dr. Luther diese Fabel: Lieber Sohn, es ist nicht allein ein schöner Schatz um einen guten Nachbarn (oder Nachbar), sondern wenn einem Gott überland und in seinem Amte gute und gerade Leut zugiebt. Mit schlimmen und falschen kommt man schwer fort und wird einem blutsauer. Denn ein ungerader und tückischer Freund ist viel ärger, denn ein öffentlicher zorniger Feind.

Hört noch eine. Da ich und andere gute Freund dem Herrn Philippo das Geleit von hinnen gaben und er auch mit ebentherlichen Gefährten beladen war, saget er uns im Wiesenthal über Tische diese Fabel: Eine große Schlange verfiel sich in eine Höhle und schrie jämmerlich. Ein Bauer kommt zum Loch, fragt, was da sei. Sie bitt, er wolle ihr heraus helfen. Traun nein, sagt der Mann, an bösen Thieren ist nichts guts zu verdienen; ich soll wohl eine Schlange in meinem Busen aufziehen? Die Schlange hält an und verspricht dem Bauern, sie wolle ihm bei ihrem Gott, der einmal durch sie geredet, den besten Lohn liefern, so die Welt pflegt zu geben. Gift, Gab und große Verheißung behören auch die Weisen. Der Baur hilft dem bösen und listigen Wurm heraus, darauf will sie ihn zum Lohn fressen. „Hab ich das um dich verdienet? Ist das deiner Zusag gemäß?“ sagt der Baur. „Ich bin zweizüngig,“ sagt die Schlange, „die Welt lohnt nit anders; wer einen vom Galgen bitt, der bringt ihn gemeiniglich wie-

der daran.“ — Wie der Baur in Aengsten steht, sagt die Schlange: Da du mir nicht glauben wilt, so wöllen wirs auf die nächsten zwei setzen, die uns begegnen; was sie in dieser Sache sprechen, das soll uns beiden wol und wehe thun. Bald kommt ein altes Pferd, dem legen sie die Sache für; dieser Schiedmann spricht: „Ich habe meinem Rärner fünfzehn Jahr gedienet, morgen will er mich dem Schelmshinder geben; die Welt lohnt nicht anders.“ Desgleichen spricht der alte Hund, auf den sie auch compromittiren (oder sich berufen): „Ich habe zehn Jahr Tag und Nacht meinem Junfer jagen und viel Füchs und Hasen faugen helfen; jetzt hat er seinem Waidmann befohlen, er soll mich an eine Weide hängen; das ist der Welt Lohn.“ Dem Bauern wird bang zu Muth; indem trabt ein Füchlein daher, dem leget der Bauer seine Sache auch für und verheißt ihm alle seine Hühner, er soll ihm von dem bösen Wurm helfen. Der Füchs unterwindt sich des Handels, beredt die Schlange, sie wolle ihm die Höhle zeigen, und was ihre Gefahr und des Bauern Dienst gewesen sei. Man kommt zum Loch; der Füchs fährt ein, die Schlange hernach, und zeigt ihm alle Gelegenheit; indes wischet der Füchs heraus und ehe sich die Schlange umwendt, wälzet der Baur auf des Füchsen Abred wieder eine große Wand davor.

Wie der Baur erledigt ist, fordert der Füchs, er soll ihm auf den Abend das Hühnerhaus offen lassen. Der Baur kommt heim, thut seinem Weib Relation (oder Bericht) und was er dem Füchs für seine Procuratorei sei anheischig worden. Die Bäurin sagt, Hühner und Gänse seien ihr, er hab ihr nichts zu vergeben. Der Baur will seinen Worten nachkommen, läßt dem Füchs das Hühnerloch offen; wie es die Frau gewahr wird, wartet sie mit ihrem Schirmmeister die Nacht auf den Füchs. Als der in bona fiducia (d. i. in gutem Glauben) geschlichen kommt, verrennen sie ihm das Loch und klauen auf ihn zu, bis sie ihn ergreifen. Ach, sagt der Füchs, ist denn das recht und der Welt höchster Lohn für die größte Wohlthat; so bestätige ich armer Schalk heute dies Weltrecht mit meinem Leben und Balg.

Freilich gehet es nicht anders auf Erden zu; wer der Welt dienet, der verleurt nicht allein seine Wohlthat, sondern kriegt mit der Zeit Teufelsdank zu Lohn, doch muß es endlich alles bezahlt werden. — Drauf lächelt der gute Herr Melancthon, denn er hatte des Danks auch von den Seinigen ein Mischeltheil (oder gut Theil) bekommen. Lernt ihr hieraus um der Welt Lohn und Dank willen nichts ansagen, um ihres Undanks und Untren willen nichts unterlassen. Der Herr lebt und regiert zur Rechten Seines Vaters, der alle treue Dienst und Wohlthat redlich und reichlich bezahlen und eines Jeden Gerechtigkeit zu seiner Zeit aus Mittaglicht bringen will. Denn von ihm alleine singet König David (Ps. 146, 6): Qui custodit veritatem in saeculum (Der Glauben hält ewiglich). Die Welt hält nicht.

Zum Beischluß höret auch meine Sperling; denn der Mäusemist und Gerbelur (oder Bohnerz) will sich doch immer mit unter den Pfeffer mengen. — Ein Sperling hatt vier Junge in einem Schwabennest. Wie sie nun flügge waren, stoßen böse Buben das Nest ein; sie kommen aber alle im Windbraus davon. Nun ist dem Alten leid, weil

seine Söhne in die Welt kommen, daß er sie nicht zuvor für allerlei Gefahr verwarne und ihnen christliche gute Lehre fürgefagt habe. Aufm Herbst kommen in einem Weizenacker viel Sperling zusammen; allda trifft der alte seine vier Jungen an, die süßret er mit Freuden mit sich heim. „Ach meine lieben Söhne, was habt ihr mir den Sommer über Sorg gemacht, dieweil ihr ohn meine Lehr von mir im Winde kamet! Höret meine Wort und folget euerm Vater und sehet euch wohl vor, kleine Vögelchen haben auch große Gefährlichkeit auszustecken.“ Drauf fragt er den Aeltern, wo er sich den Sommer über aufgehalten und wie er sich ernähret hätte. „Ich habe mich in die Gärtelein gehalten, Räupelein und Würmlein gesucht, bis die Kirschchen reif wurden.“ Ach mein Sohn, sagt der Vater, die Schnabelweid ist nicht böß, aber es ist große Gefahr dabei; darum hab fortkhin deiner wohl acht, und sonderlich wenn Leut in Gärten umhergehen, die lange grüne Stangen tragen, so inwendig hohl sind und oben ein Löchlein haben. „Ja mein Vater, wenn denn ein grün Blättlein aufs Löchlein mit Wachs geklebet wär?“ spricht der Sohn. „Wo hast du das gesehen?“ „In eines Kaufmanns Garten,“ sagt der Junge. „O mein Sohn,“ spricht der Vater, „Kausleut geschwinde Leut; bist du um diese Weltkinder gewesen, so hast du Weltgeschicklichkeit genug gelernt; siehe und brauch's nur recht und wohl und tran dir nicht zu viel.“

Darauf befragt er den andern: „Wo hast du dein Wesen gehabt?“ „Zu Hofe,“ spricht der Sohn. „Sperling und albern Vögelchen dienen nicht an dies Ort, da viel Geld, Sammet, Seiden, Wehr, Harnisch, Sperber, Katzen und Blausüß sein; halt du dich zum Rossstall, da man den Haber schwingt oder da man dreischt, so kann dir's Glück mit gutem Fried auch dein täglich Körnlein beschereu.“ „Ja Vater,“ sagt dieser Sohn, „wenn aber die Stalljungen Hebrizen (oder Sprengel) machen und ihre Maschen und Schlingen ins Stroh binden, da bleibt auch mancher behenken.“ „Wo hast du das gesehen?“ sagt der Alte. „Zu Hof kein Rossbuben.“ „O mein Sohn, Hofbuben löse Büben; bist du bei Hof und um die Herren gewesen und hast keine Federn gelassen, so hast du ziemlich gelernt, du wirst dich in der Welt wohl wissen auszuweisen; doch sieh dich um und auf, die Wölfe fressen auch oftmals die geschneiden Händlein.“

Der Vater nimmt den dritten auch vor sich: „Wo hast du dein Heil versucht?“ — Auf den Fahrwegen und Landstraßen hab ich Kübel und Seil eingeworfen und da bisweilen ein Körnlein oder Gräupelein angetroffen.“ — „Dies ist ja,“ sagt der Vater, „eine feine Nahrung; aber merk gleichwohl auf deine Schanz und siehe fleißig auf, sonderlich wenn sich einer bückt und einen Stein aufheben will, da ist dir nit lang zu bleiben.“ — „Wahr ist's,“ sagt der Sohn, „wenn aber einer zuvor eine Wand oder Handstein im Busen oder Taschen trüge?“ — „Wo hast du das gesehen?“ — „Bei den Bergleuten, lieber Vater; wenn sie ausfahren, führen sie gemeiniglich Handsteine bei sich.“ — „Bergleut Werkleut, anschlägige Leut! bist du ein Bergbüß gewesen, so hast du was gesehen und erfahren; fahr hin und nimm deiner Sachen gleichwol gut in acht; Bergbuben haben manchen Sperling mit Kobalt umbracht.“

Endlich kommt der Vater zum jüngsten Sohn:

„Du mein liebes Gackennestle, du wärest allezeit der albertst und schwächest, bleib du bei mir, die Welt hat viel grober und böser Vögel, die krumme Schnäbel und lange Krallen haben und nur auf arme Vögel lauren und sie verschlucken; halt dich zu deinesgleichen und lies die Spinnlein und Räupelein von den Bäumen oder Häuslein, so bleibst du lang zufriedlen.“ — „Du mein lieber Vater, wer sich nähret ohn andrer Leut Schaden, der kommt lang hin und kein Sperber, Habicht, Har oder Weih wird ihm nicht schaden, wenn er zumal sich und seine ehrliche Nahrung dem lieben Gott all Abend und Morgen treulich bezieht, welcher aller Wald- und Dorfvögelchen Schöpfer und Erhalter ist, der auch der jungen Rüblein Geschrei und Gebet höret. Denn ohne Seinen Willen fällt auch kein Sperling oder Schneeköniglein auf die Erde.“ — „Wo hast du dies gelernt?“ — Antwort der Sohn: „Wie mich der große Windbraus von dir wegriß, kam ich in eine Kirch; da las ich den Sommer die Fliegen und Spinnen von den Fenstern ab und höret diese Spruch predigen; da hat mich der Vater aller Sperling den Sommer über ernähret und behütet vor allem Unglück und grimmigen Vögeln.“ — „Traun, mein lieber Sohn, fleuchst du in die Kirchen und hilfst Spinnen und die sumsenden Fliegen aufräumen, und zirpst zu Gott wie die jungen Rüblein und beziehest dich dem ewigen Schöpfer, so wirst du wohl bleiben und wenn die ganze Welt voll wilder und tückischer Vögel wär. Denn wer dem Herrn bezieht seine Sach, Schweiget, leidet, wartet, betet, braucht Stimpf, thut gemach, Bewahrt Glaub und gut Gewissen rein. Des will Gott Schutz und Helfer sein.“

„Befiehl du deine Wege.“

[Schluß.]

Ein wohlgekleideter fremder Mann schritt eben auf das Pfarrhaus zu und fragte nach dem Pfarrer, mit dem er ein Wort allein zu reden habe.

Als er, im Arbeitsstüblein angekommen, den Pfarrer freundlich begrüßt und Platz genommen hatte, begann der Fremde also: „Lieber Herr Pfarrer, ich bin ein alter lutherischer Kurpfälzer, der sich dort jenseits des Meeres in Amerika ein schön Stück Geld auf ehrliche Weise erworben hat. Wie manchmal habe ich, während ich unter Leuten allerlei Glaubens und Unglaubens mich herumtreiben und oft Monate lang einen Gottesdienst in lutherischer Weise und in meiner lieben deutschen Muttersprache entbehren mußte, an meine liebe Kirche in der Heimath gedacht, wie sie unter Druck und Noth sich erhalten müßte, und wie auch dort so mancher Ort kein Gotteshaus habe, darin sich die Gemeinde sammeln könne, um das Wort des Lebens zu hören. Darum habe ich es dazumal gelobt, der ärmsten lutherischen Gemeinde meines Vaterlandes zur Herstellung oder zum Neubau einer Kirche tausend Gulden zu schenken, und nach dem ich nun in Erfahrung gebracht habe, daß ihre Gemeinde die ärmste sei, lieber Herr Pfarrer, so bin ich hier, um mein Gelübde zu erfüllen.“

Bei diesen Worten holte der Fremde einen ledernen Beutel hervor, und fing an, die Goldstücke, die derselbe enthielt, auf dem Tisch in Reihen zu legen. Das Gold konnte das Auge unseres lieben Pfarrers nicht blenden. „Lieber Herr,“ fing er

an, „meine arme Gemeinde hat seit kurzem, Gott dem Vater und unserm Herrn Jesu Christo sei Dank! ein neues Kirchlein. Mein Vorgänger im Amte hat das Geld dazu in allen Landen bei den Brüdern gesammelt, und es sind keine Schulden darauf geblieben.“

„Herr Pfarrer,“ erwiderte darauf der Fremde, „Sie sind ein uneigennütziger Mann, wie aber steht's mit Ihrem eigenen Einkommen?“ — „Davon ließe sich viel sagen,“ versetzte der Pfarrer, „außer den 138 Thalern Regensburger Stiftsgeldern habe ich nichts, als die freiwilligen Geschenke der Gemeinde.“

„Das wird wohl so gar viel nicht sein,“ meinte der Fremde. „Herr Pfarrer,“ fuhr er fort, „mein Gelübde ist ja wohl auch erfüllt, wenn ich Ihnen das Geld gebe, da Sie ja doch der Baumeister am lebendigen Tempel sind. Nehmen Sie es als aus Gottes Hand, kaufen Sie ein Grundstück dafür, das der Pfarre verbleibt. Und für Sie und Ihre neuen Kinder ist hier noch etwas extra, das nicht zum Gelübde gehört.“ Es waren etwa eilf blanker Louisd'or.

Da konnte der gute Pfarrer sich nicht halten, das Wasser kam ihm in die Augen; er wollte dem Fremden danken, vermochte es aber nicht; er stammelte auch so etwas davon, ob der gute Herr nicht wolle mit Herberge und Abendessen in dem bescheidenen Hause vorlieb nehmen. Der aber wollte nichts hören, sagte: „Der Herr sei mit Ihnen, Ihrer Familie und Gemeinde,“ und ehe der Pfarrer seine Familie zusammenberufen konnte, war er schon so weit fort, daß die Mutter und die Kinder nur noch sahen, er sei ein großer Mann, der einen hellen Rock an habe.

Mit Thränen in den Augen sanken Eltern und Kinder auf dem Hausflur nieder, und der Vater stimmte aus dem Liede: Befiehl du deine Wege 2c. Vers 4 an: „Weg, hast du allerwegen 2c.“

Von dem dem Pfarrer geschenkten Gelde ward alsobald ein Roth- und Hülfspennig nach Jena und nach Frankfurt geschickt; für die der Pfarrei gegebenen tausend Gulden ward ein schöner Acker gekauft, damit das Brotkorn nicht mehr ausgehe.

Kirchliche Chronik.

Aus einer Correspondenz des „Lutherau Visitor“ erschen wir, daß in jüngster Zeit zwei der bedeutendsten und einflussreichsten englischen Gemeinden der General-Synode in Ost-Pennsylvania zum General-Council übergegangen sind, und daß eine dritte sammt ihrem Pastor im Begriffe steht, denselben Schritt zu thun. Auch wird dort gemeldet, daß der „Pilger“, herausgegeben von Pastor Kündig in Reading, Pa., und Andern, nach dreijährigem vergeblichen Versuche, sich bezahlt zu machen, mit der „Zeitschrift“ des Pastor Brobst in Allentown, Pa., vereinigt und verschmolzen werden soll, was dem „Pilger“ in jeder Hinsicht nur zum Vortheil gereichen kann. Ferner lernen wir aus derselben Quelle, daß man mit dem Gedanken umgeht, eine Monatschrift, ähnlich den „Monatsheften“ des Pastor Brobst und der „Lehre und Wehre“, in englischer Sprache im Interesse des General-Council herauszugeben.

Wir vermuthen, daß Herr Dr. Krauth der Redacteur dieser Zeitschrift werden wird, der gewiß mit bedeutender Gelehrsamkeit und großem Geschick den Standpunkt, oder vielmehr die berichtigten „vier Standpunkte“ des General-Councils vertheidigen wird.

Der höchste Gerichtshof der Vereinigten Staaten (Supremo Court) hat jüngst einen Entscheid gegeben, der in Zukunft bei allen Processen vor dem weltlichen Gericht, da es sich um kirchliche Angelegenheiten handelt, maßgebend sein wird. Das Urtheil lautete dahin, daß die Entscheidung des höchsten kirchlichen Tribunals als endgültig vom Gerichte angesehen wird, ohne nachzusehen, ob die Entscheidung eines solchen Tribunals recht oder unrecht ist. Die Beamten, Prediger, Glieder und Gemeinde-Organisationen, welche von dem höchsten kirchlichen Gerichte einer Confession anerkannt werden, die sollen auch vom weltlichen Gerichte anerkannt werden und können also kirchliche Entscheidungen in Bezug auf Lehre und Kirchenregiment nicht vom weltlichen Gericht untersucht und umgestürzt werden. Es ist dies Urtheil besonders für solche Gemeinden äußerst wichtig und gefährlich, die zu solchen Synoden gehören, welche beanspruchen, das höchste Gericht über die mit ihnen verbundenen Gemeinden zu sein, wie das in ächt buffaloischer Weise in der alten General-Synode und auch im General-Council meistens der Fall ist.

Ist es ehrlich? Die Jowa-Synode hat beschlossen, in ihrem „Kirchenblatte“ keine Streitartikel erscheinen zu lassen und wirklich sucht man auch, einige dem gewöhnlichen Leser nicht leicht erkennbare und in lauter Liebes- und Freundschaftsworte gehüllte, heimliche Stiche abgerechnet, diesem Beschlusse nachzukommen. Ja noch mehr, das „Kirchenblatt“ gibt sich alle Mühe, den Friedfertiger und Friedliebenden zu spielen, seufzt oft und viel über die leidigen Spaltungen in der lutherischen Kirche hiesigen Landes, beklagt den vielen Streit und Kampf unter Glaubensgenossen und thut, als ob es von ganzem Herzen eine Vereinigung aller „bekenntnistreuen“ Synoden dringend suche. (Vgl. den Aufsatz von J. S. in einer früheren, und die Pfingstbetrachtung des Herrn Präses G. in der letzten Nummer des „Kirchenblattes“.) Während man aber im eigenen Synodal-Organ solche zarte und sanfte Saiten aufspannt, benutzen die Herren Fritschel die „Monatshefte“ des Herrn Pastors Brobst, die gewiß von keinem Gliede einer Jowaischen Gemeinde und wahrscheinlich auch nur von wenigen ihrer Prediger gelesen werden, um darin die giftigsten und gehässigsten Ausfälle auf ihre Gegner zu machen und sie nicht nur als greuliche Irrlehrer, sondern auch als ganz erbärmliche Menschen darzustellen. Wie sollen wir uns das erklären? Sieht es nicht so aus, als ob man die eigenen Gemeinden nicht in die Streitsachen blicken lassen und sie glauben machen wolle, daß alle Schuld der Trennung und Kirchenspaltung auf der andern Seite liege? Daß das böse, zänkische Missouri den Frieden nicht wolle, wonach Jowa sich so herzlich sehnt? Sieht es nicht so aus, als wolle man

den eigenen Gemeinden sagen: „ich halte Frieden; aber wenn ich rede, so fangen sie Krieg an?“ (Ps. 120. 7.) Ist das aber ehrlich? Z.

Wie der „Lutheran“ berichtet, waren bei einem großen Sonntagsschulfest, das unlängst in der Kirche des Dr. Seis in Philadelphia, gefeiert wurde, auch einige Käfige voll Canarienvögel im Kirchraum aufgehängt, und sollen dieselben, d. h. die Vögel, nicht die Käfige, wunderschön gesungen haben. — Nun — die „Geschmäcker“ sind halt verschieden, aber Canarienvögel im Gotteshaus beim Gottesdienst aufzuhängen, ist doch der „verschiedenste“ Geschmack von dem noch je etwas bekannt geworden.

(Luth. Anzgtg.)

Wie die Jesuiten die heiligen zehn Gebote auslegen, davon giebt uns das Buch eines gewissen J. Furnis, Priester der Gemeinde des heiligsten Versöhners in Irland, das die Imprimatur des Dubliner Erzbischofs Paulus Cullen trägt, ein treffliches Beispiel. Auf Seite 21 heißt es dort nämlich bei der Erklärung des siebenten Gebotes also: „Es ist eine verzeihliche Sünde, ein wenig zu stehlen. Eine Todssünde aber ist es, viel zu stehlen. Stiehst du von verschiedenen Personen, so darfst du wohl beinahe doppelt so viel stehlen als von einer Person, um eine Todssünde zu begehen. Ebenso ist es auch, wenn du zu verschiedenen Zeiten stiehst. Wenn du zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Personen stiehst, so darfst du geradezu doppelt so viel stehlen. Dertere kleine Diebstähle werden erst dann zu einer Todssünde, wenn die kleineren Diebstähle sich zu einem großen Betrage summiren.“ Vielleicht möchte bei solcher „Gesetzespredigt“ noch Mancher vorziehen, lutherisch zu werden. Wie ganz anders aber legt unser Herr Jesus Christus das Gesetz aus, Matth. 5. 20—48.

Die Lutherische „Kirchenzeitung“ vom 12. April bringt einen kurzen Bericht über die letzte Sitzung des Protestantens-Vereins in Dresden, der beweist, daß diese Herren der modernen Aufklärung sich doch noch mit dem Himmel und der Hölle beschäftigen und Dank ihrer gründlichen und wissenschaftlichen Forschung, nun entdeckt haben, wo beide zu finden sind. Es handelte sich nämlich in der Besprechung um die Frage, wo Jesus sich das Reich der Himmel oder das Gottesreich gedacht, oder erwartet habe. Dr. Hohlfeld vertrat dabei entschieden die Ansicht, daß sich Jesus das Himmelreich ausschließlich auf „Erden“ gedacht habe, als ein Abbild des Reiches des oberen, jetzigen Reiches der Engel, zu deren Gleichheit wir berufen seien. „Die gegenwärtige Meinung, die Seele werde irgendwo fortleben ohne den Leib, sei alles, nur nicht christlich. Das ganze christliche Alterthum kenne nur eine Auferstehung des Leibes. Die Wiederkunft Jesu auf Erden zum Gericht weise wiederum auf die Erde als Schauplatz der künftigen Wirksamkeit Jesu.“ — Sodann besprach man sich über den biblischen Begriff „Himmel“. Die meisten neueren Theologen seien von der biblischen Vorstellung eines besonderen „Ortes“ der Seligkeit abgewichen und faßten Himmel und Hölle als bloße

Zustände der Seele. „Es wurde gerügt, daß in Predigten und sonst das Wort Himmel in einer schwankenden u. zweideutigen Weise gebraucht werde. Man solle dem Volke endlich reinen Wein einschenken: für einen „örtlichen“ Himmel gebe es im Kopernikanischen Weltsystem keine Stelle mehr.“ — Also wo der Gottmensch Christus und der Astro-nom Kopernikus sich widersprechen, da muß Christus dem Kopernikus weichen; das ist die Theologie der modernen Protestanten. Daß sich Gott erbarmt!

In Konstantinopel ist von seiten der Regierung den türkischen Frauen streng verboten, fränkische Tracht anzulegen und insbesondere eingeschärft worden, sich nicht europäischer Fußbekleidung zu bedienen. „Glühende Christenfeinde“ sind zu einflussreichen Stellen befördert worden; mit allen Kräften steuert man, wie ein Berichtersteller schreibt, darauf los, die längst vergessenen Tage der Janitscharenwirthschaft wieder ins Leben zu rufen und mit dem Einzug des Alt-türkenthums hat denn auch eines seiner charakteristischen Merkmale, die Pest, wieder ihren Einzug ins Reich gehalten. Die Christen in Konstantinopel aber, wo die Cholera viele Opfer forderte, gaben am 8. December den Muhammedanern ein trauriges Schauspiel. Um die Seuche zu bannen, kam der griech. Patriarch auf ein Mittel, welches, wie er meinte, unfehlbare Abhülfe bringen werde. Er ließ nämlich den „Gürtel der heil. Jungfrau, ein Stück vom Kreuz und den Schädel des heil. Modestus“ aus einem Kloster vom Berg Athos herbeiholen. Als das russische Dampfschiff mit diesen Sachen im Hafen ankam, wurde eine feierliche Prozession veranstaltet, um dieselbe nach der Patriarchatskirche zu bringen. Die Prozession bestand aus etwa 30,000 Gläubigen und im Zuge befanden sich der Patriarch, Erzbischöfe, Bischöfe, die Gesandten von Rußland, Griechenland, Serbien und Rumänien. Als jedoch vor der Patriarchatskirche im Fanar türkische Polizeisoldaten versuchten, der mehr und mehr anwachsenden Menschenmenge das unbefugte Eindringen in die Kirche zu verwehren und am Ende ihre Säbel zogen, warf sich die Menge heulend und wehklagend auf die Prozession zurück. Viele Verwundungen kamen vor; manche Personen, darunter auch ein Bischof, wurden erdrückt, und der Patriarch, welcher den Gürtel Maria trug, konnte sich nur wie durch ein Wunder in eine benachbarte Schenke retten, von wo er sich in einem Boote nach Hause flüchtete. Trotz der Reliquien dauerte denn auch die Cholera noch fort.

(Allg. luth. Anzgtg.)

Ein eigentümlicher Prozeß ist neuerlich vor dem Bezirksgerichte Freising in Südbaiern zur Verhandlung gekommen. Vor den Schranken dieses Gerichts stand nämlich Pater Matthias Ertle, Priester der römisch-katholischen Wallfahrtskirche Wieskirche, wegen des Verkaufs von Del und Weihrauch zur Heilung kranker, oder wie Ertle behauptet, „vom Teufel besessener“ Personen und Thiere angeklagt. Bei der Untersuchung stellte es sich heraus, daß das vom Verklagten als Arzneimittel verkaufte Del Baumöl der schlechtesten Sorte, gemischt mit etwas Spießöl sei und zur Qualität des sogenannten Spinnradeöls gerechnet werden

müsse, und der Weihrauch ebenfalls zur schlechtesten Sorte zähle. Die Zeugen stimmten auch darin überein, daß Erle ohne Ausnahme für jede Krankheit, sei es bei Menschen oder Vieh, das erwähnte Öl und den Weihrauch um einen den wirklichen Werth um's zehnfache übersteigenden Preis verkaufte; daß er einer bei ihm hilfessuchenden Geisteskranken anrieth, das „Spinnradeöl“ unter die Speise zu mischen, daß er zu gleicher Zeit für ein „mit dem Teufel besessenes“ Kind und kranke Schweine sein geweihtes Öl und Weihrauch verkaufte; ferner daß Erle sich einmal angeboten, eine kranke Person vom Krankenbette aus „direct in den Himmel hinein zu spediren“, selbstverständlich nur um die Fahrtage von 150 Gulden. Eine junge Frau, welche früher von ihrem eigenen Vater, um eine mißliebige Heirath zu vereiteln, zum Priester Erle gebracht wurde, erhielt von ihm ebenfalls eine Portion Lampenöl mit der Weisung, einige Tropfen in den linken Brantschuh zu schützen, dann könne sie nicht mehr anders und müsse noch am Altare „Rein“ sagen. Daß aber das Wunderöl nichts half, bewies ganz deutlich die bald darauf erfolgte Trauung. Der arme Mann, der sich gewiß nur aus Mitleid mit der leidenden Mensch- und Viehheit zu diesen Wunderkuren hatte bewegen lassen, obwohl das Geschäftchen nebenbei ihm, oder vielleicht dem armen nothleidenden Pius in Rom ein ziemliches Profitchen abwarf, wurde von dem unbarmherzigen Gerichte zu 20 Gulden Strafe und Tragung sämmtlicher Kosten verurtheilt.

Schon vor mehr als 10 Jahren berichtete ein kurzer Lebenslauf Pius IX., eine heilige Dame habe ihn in Südamerika, noch vor seinem Pabstthum, geweissagt, er werde große Dinge ausrichten, und noch vor seinem Ende Wunder thun. Die großen Dinge hat er ausgerichtet; er hat sich selbst zum unfehlbaren Alleinherrscher gemacht, und sein Land darüber verloren. Die Wunder folgen nach. Das märk. Kirchenblatt berichtet aus Rom, daß Pius IX. schon vor 6 Jahren die Fürstin Odescalchi durch sein Gebet und seinen Segen plötzlich geheilet habe. Die Fürstin stiftete dafür ein Muttergottesgemälde an eine der Kirchen in Rom, worauf der Papst knieend abgebildet ist. Hier begab sich nun das neue Wunder. Als eine arme Mutter diese Gottesmutter anrief, bewegten sich die Augen derselben, öffneten und schlossen sich. Man bemerkte, daß es nur ein Gemälde war. Das Volk strömte herzu, und was Einer sieht, sehen hundert Andere auch. Die Spitze liegt wohl in der Bemerkung dieses Berichts: „das durch die Tyrannei der revolutionären Freiheit auf's Neueste gebrachte Volk hofft und spricht es unverhohlen aus, dies Wunder sei das erste Zeichen der Befreiung.“ Es ist dies das Volk, welches man gern mit Wundern für den bedrängten Papst erhitzen möchte, und zu demselben Zwecke werden die Wunder des Papstes in aller Welt unter dem leichtgläubigen Volke ausposaunt. Womit der römische Stuhl emporgelommen ist, damit muß er auch erhalten werden. Uebrigens ist es bekannt, daß das Volk in Italien, hoch und niedrig „das böse Auge“ Pius IX. fürchtet, und sich vor seinem Zauber durch Gegenmittel zu schützen sucht. Vergleiche zu alle dem II. Theil, 2. 4 ff. (Zmm.)

Die Gemeinde zu Wörth in Elsaß verlangte mit großer Majorität einen gläubigen Pfarrer. Ihrer Bitte wurde nicht genügt und die gläubigen Gemeindeglieder suchten ihre Erbauung in den benachbarten Diöcesen. Der Polizeikommissar von Weiszenburg erschien am 2. Januar in Uniform, ließ den Municipalrath zusammenkommen und forderte das Versprechen, künftig den Gottesdienst des neuen Pfarrers besuchen zu wolsen, im „Namen des Kaisers, gegen dessen Willen man sich durch Abneigung gegen den neuen Pfarrer empört habe.“ Alle Gemeinderäthe bis auf einen ließen sich wirklich das Versprechen durch solche Drohungen abzwängen. (Es ist zu hoffen, daß die Regierung solchem Mißbrauch der Amtsgewalt nicht ruhig zusehen werde; obgleich beim Gastmahle, das der Einführung folgte, ein Geistlicher aus der Nachbarschaft auf den casareopapistischen Polizeimann einen Toast ausbrachte!)

Bischof Martin von Baderborn wirkte auf dem Concil sehr eifrig dafür, daß die Geistlichen einen Bart tragen sollen. Der Papst ist nicht dagegen, will dann aber die Tracht gesetzlich anbefehlen, nicht bloß gestatten, (wie es der „einfältige Bischof“ in München gethan, dem er selbst entgegengetreten sei.) — (Hoffentlich hat der Unfehlbare ein Mittel, den Priesterbaaren auch das Wachsen zu gebieten. Jedenfalls hat dann die treue Priesterschaft allenthalben Haare auf den Zähnen.) (Rhn.-Chr.)

Antseinführung.

Nachdem Herr Pastor C. Gauswitz von den früheren Gemeinden des Herrn Pastor Thiele in Town Herman einen ordentlichen Beruf erhalten und angenommen hatte, wurde derselbe am Sonntag Rogate vom Unterzeichneten in sein Amt eingeführt.

Der Herr wolle in Gnaden die Arbeit des lieben Bruders segnen.

Die Adresse des Herrn Pastor C. Gauswitz ist: Iron Midge, Dodge-Co., Wis. J. K. Rilian.

Synodal-Versammlung.

Die evangelisch-lutherische Synode von Minnesota u. a. St. versammelt sich dieses Jahr in Mantato, in der Gemeinde des Pastor A. Ruhn, und nimmt ihren Anfang den 12. Juni Morgens 9 Uhr.

Alle, die derselben betzuwohnen gedenken, sind ersucht, dies dem obgenannten Ortspastor kund zu thun, damit für Quartier gesorgt werden kann.

J. V. Siefert, Pr. J. J. Gunziker, Secr.

Trauer-Anzeige.

Am Freitag den 17. Mai starb im Glauben an den Herrn Jesum zu Beaver Dam die treue Ehefrau des Pastors Ph. Sprengling, Julie geb. Eichhorst. Das Begräbniß fand am Pfingstsonntag unter reger Theilnahme der beiden Gemeinden zu Beaver Dam und Lowell, so wie auch mancher, die nicht zur Gemeinde gehören, statt. Die Leichenrede hielt Pastor Köhler aus Gustisford. Außerdem waren aus Columbus Herr Pastor Dypen und aus Watertown Herr Professor Ernst zur Leichenfeier eingetroffen. Große Lobeserhebungen verbiethen sich an Christengräbern von selbst, zumal am Grabe von Predigerfrauen. Wer das stille Warten der Verstorbeneu kannte, der kann ermessen, was Pastor Sprengling verloren. Darum genüge diese einfache Anzeige den vielen Freunden der Seligen und ihrer Hinterlassenen. Der Herr, wie er die erstere zu sich genommen in seine Seligkeit, so wolle er die letzteren mit seinem Troste erquickten.

Briefkasten.

Briefe erhalten von den Pastoren Walbt, Siefert, Brockmann, A. Hoffmann, Gauswitz, Gaase, Carlson, J. A. F. W. Müller, Rilian, Gunziker, Herren Brumder (2), Pilsger Buchhandlung (2).

R. A.

Quittungen.

Eingegangene Collektenelder: Durch Pastor Adelberg aus seiner Gemeinde in Watertown \$53.55. — Durch Pastor J. S. Brockmann von J. C. Widmann \$3. Ferd. Ganger 50c, Joh. Ganger 50c, N. Büge 20c, N. N. 25c, F. Veldt \$1, Joh. Wehler \$1, C. Gackbart 50c, G. Langhoff 50c, F. Langhoff \$2, J. Giese 25c, Joh. Witzdemann \$1.50, Fr. Köpfer \$1, C. Rügen \$1, Joh. Köpfer \$2, Joh. Kroh 25c, Val. Eckhart 50c, H. Will 50c, Christ. Gert 25c, J. Müller \$1, W. F. Pautsch 50c, C. Mohde 75c, J. Kuffenkan \$1, Chr. Giese 50c, Suppert 25c, Wittwe Gieser 75c, H. Krause 25c, Joh. Schranz 25c, Ferd. Rung 50c, A. Fänger \$1, Fr. Krockow \$1, A. Logan 50c, H. Kluck 25c, F. Kluck 25c, C. Kemke 25c, W. Ramthun 25c, G. Janklewitz 25c, W. Zahnke 25c, Joh. Bölte 25c, A. Geth 50c, W. Traffholz 50c, Julius Geth 25c, Fr. Müller 20c, Fr. Thiede 25c, H. Bartelt 50c, Joh. Mack \$1, H. Geiden \$1, W. Lütke 20c, W. Jandrey 25c, A. Gackbart 50c, Fr. Frisch 30c, C. Grünert \$1, D. Reinke 25c, zusammen \$33.40. — Durch Pastor Bading von Fr. Wolter \$1, Carl Risch \$3, G. Steinmann \$5, M. Schumann 1, Frau Dorn \$1.60, Kiechhofer \$5, Fr. Busch \$5, Chr. Starke \$5, J. Schröder \$5, Joh. Fr. Loy \$10.

Für die theologische Professur, von Past. W. Streighuth \$10.

Geo. Brumder.

Aus der Gemeinde in Farmington für den Haushalt empfangen von Fr. Kloths 1 Bushel Weizen, Pieper 55 Pfund Mehl, W. Kloths 1 Bushel Weizen, Müller jr. 1 Bushel Weizen, Müller sen. 1 1/2 Bushel Mehl, 4 Pfd. Fleisch, Schwabs 1 Bushel Weizen und etwas Bohnen, Hone 1 Bushel Weizen, Steich 1 Bushel Weizen, Dobberten 50 Pfund Roggenmehl, Betig 20 Pfund Mehl, Stone 1 1/2 Bushel Weizen, Wolf 1 Bushel Weizen, Ruge 1 1/2 Bushel Weizen, Hamann 50c, C. Giese 3/4 Bushel Weizen, Kranz 1 B. Weizen, Barfknecht 1 Bushel Roggen, Feiner 50c, Schüb 1 1/2 Bushel Weizen, Gehler 1 Sack Roggen, 1 Tag gefahren, Krämer 1 1/2 Tag gefahren, Dungs 1 Sack Kartoffeln, Kranz sen. 30 Pfund Mehl, 1 1/2 Bushel Kartoffeln, C. Schlüter 1 Bushel Kartoffeln, Kranz jr. 20 Pfd. Mehl, 1 Bushel Kartoffeln, Kemke 3/4 Sack Mehl, Christians 1 Sack Roggen, 1 Sack Kartoffeln, Fr. Staude 1 Bushel Weizen, Marks 1 1/2 Bushel Bohnen, Wehlich etwas Mehl und Seife, Alberg 1 Sack Kartoffeln, 1 Bushel Mehl, 1 1/2 Bushel Klee, Sablen 1 1/2 Bushel Weizen, Schilling 1 1/4 Bushel Kartoffeln, Quast 1 Bushel Kartoffeln, Brunk 1 1/2 Bushel Weizen, Baars 1 Bushel Kartoffeln, Barnes 1 1/2 Bushel Mehl und etwas Mehl, Hoof 1 1/2 Bushel Weizen, Wittwe Bohlmann 1 1/2 Bushel Weizen, Patzke 1 Bushel Weizen, A. Klottke 1 Bushel Roggen, A. Staude 1 Fuhre, Siefert 1 Sack Kartoffeln, 40 Pfund Mehl und 15 Pfund Fleisch.

A. Ernst, Inspector.

Aus der Gemeinde in Fond du Lac bescheinigt mit herzlichem Danke gegen Gott und die lieben Geber für arme Studenten empfangen zu haben: durch Herrn R. Pieper \$1.35, von Herrn Pastor Streighuth 4 Paar baumwollene Strümpfe und ein halbes Dugend weiße Taschentücher.

Watertown, den 23. Mai 1872.

August Ernst, Professor.

Unterzeichneter bescheinigt hiermit dankend im Namen der Studenten von Wisconsin im Concordia-College zu St. Louis, von dem Frauenverein für die Gemeinde des Herrn Past. Adelberg in Watertown \$10 für arme Studenten erhalten zu haben. Wir wünschen den Gebern Gottes reichen Segen.

C. Althof.

Unterzeichnete bescheinigen hiermit dankend, vom Herrn Pastor Kleinhaus \$8 erhalten zu haben. Wir wünschen den Gebern Gottes reichen Segen.

C. Althof, W. Sinnenthal.

Durch Herrn R. Pieper die Summe von \$3.62 erhalten zu haben, bescheinigt mit herzlichem Dank gegen Gott und die Geber

B. B. Nommensen.

Für die Wittwenkasse: Durch Pastor Liefeld \$10.50, Durch Pastor Siegler aus Ridgville \$7.50, aus Indian Creek \$2.50, Durch Pastor Jäkel \$21, Durch Pastor Conrad von der Gemeinde St. Jacobi \$2.91, von St. Joh. \$3.09, von St. Petri \$3.90, Durch Pastor Schug, Burlington, \$7, Durch Pastor Kleinhaus \$10, Durch Pastor G. Hoffmann \$10, Durch Pastor Zuberbier \$16.

Mission: Durch Pastor Siegler aus Ridgville \$6.50, Durch Pastor Thiele aus seiner Gemeinde \$9.16, Durch Pastor G. Demninger, Abendmahlscollekte \$6.

J. Bading.

Für das Gemeinde-Blatt haben bezahlt: F. Wegner VII \$1 — P. Walbt VII \$10 — P. J. A. F. W. Müller VI und VII \$1.60.

R. Adelberg.

Buch-Anzeige.

Christian und Ernst, eine Besprechung über die Lehre der Odd-Fellows oder Sonderbaren Brüder auf Grundlage heiliger Schrift, nebst Anhang, enthaltend eine kurze ans den Quellen geschöpfte Mittheilung über den Orden. Von J. S. Brockmann, Cv. luth. Pastor in Fort Atkinson, Jefferson-Co., Wis. Zu beziehen vom Verleger oder von der Redaktion dieses Blattes. Preis brochirt, einzeln, portofrei 50 Cents; das Dugend \$4.50; gebunden einzeln, portofrei 65 Cents, das Dugend \$5.85.